

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 21 (1965)
Heft: 1

Rubrik: Sprechspiegel des "Sprachspiegels"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es sich von einigen Radiosprechern wünschen möchte) mit den Worten, daß er sich freue, einmal vor einem Publikum sprechen zu dürfen, dem er nicht erst zu erklären brauche, was Schweizer Mundart sei. Felix Bluntschli, der hingegangen war, dem Professor aufs Maul zu schauen, um sich über des Amerikaners Aussprache zu mokieren, saß da und staunte. Hörte von Lautwandlungen der diversen Dialekte, hörte von den 38 unterschiedlichen Vokalen im Schweizerdeutschen (Weltrekord unter allen Sprachen!), hörte den Professor Dialekt sprechen, ihn aufs genaueste artikulieren, wie der Zürcher Oberländer, der Berner, der Oberwalliser, der Schaffhauser und der Appenzeller das Wort „Herz“, „Stern“, „Strähl“, „Chääs“ usw. ausspricht, vernahm, wie es zu diesen Lauten kam, hörte vom „Vetter“, vom „Wätter“, vom „Wespi“ und vom Zürcher dunklen „a“ im „Guete Taag“. Auch der Dialekt von Bosco-Gurin bereitete dem Amerikaner keinerlei Mühe. Ach, der dialektsprachige Felix Bluntschli versuchte während des Vortrages die Vokalnüancen leise vor sich hin zu sprechen, aber es gelang ihm nicht einmal annäherungsweise, des USA-Professors klangfarblich äußerst differenzierte Aussprache nachzuahmen.

Der Schweizer Dialektforscher Professor Hotzenköcherle erklärte in der Diskussion, daß die Lautentwicklung des Schweizerdeutschen durch Moulton wesentlich geklärt worden sei. Wohlverstanden, von drüben aus. Professor Moulton kam 1954 zum ersten Mal für kurze Zeit in die Schweiz, dann nochmals 1961 und weilt jetzt für einige Monate hier. Professor Sonderegger, der Präsident der Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, kam in seinem Dankeswort zum Schluß: Wenn sich schon ein Amerikaner von unsern Dialekten so begeistern läßt, wie es Professor Moulton tut, dann dürfen wir auf unsere Sprache auch ein wenig stolz sein.

Ich aber ging, nachdem ich noch Professor Moulton perfekt Züritütsch sprechen gehört hatte, klein und bescheiden nach Hause. Aus der Ferne mußte einer kommen, um mir wieder einmal deutlich zu zeigen, wie gut das Nahe-liegende ist.

Felix Bluntschli im „Tages-Anzeiger“ (Zürich)

Sprechspiegel des „Sprachspiegels“

Ein Königreich für eine Sprache?

Der Stapi [der Zürcher Stadtpräsident Dr. Emil Landolt] eröffnet eine Fotoausstellung im Kunstgewerbemuseum und tut das nett und charmant und ein bißchen plauderlings wie immer. Das intellektuelle Auditorium rümpft zwar nicht äußerlich die Nase — aber ich bin überzeugt: wenn Nasen innerlich gerümpft werden könnten, das Rümpfen fände statt.

Minuten später ist die Zuhörerschaft indes fasziniert, denn es spricht da der Verleger einer großen deutschen Illustrierten, ein Star unter den Verlegern, ein Stern. Er spricht, das ist zugegeben, in brillanter Formulierung, elegant, wendig, weltläufig und was immer Sie wollen.

Aber: der Vorsprung, den er über den Stapi hat, ist ein ganz äußerlicher, denn was er sagt, hat eigentlich so gut wie nichts zu besagen. Er spricht, aber er sagt nichts. Hie und da macht er doch einen Anlauf zu einer verbindlichen Aussage, aber die ist dann falsch.

Der Fall ist typisch: er macht die Überlegenheit, die der Deutsche kraft der Sicherheit in seiner Sprache besitzt, überdeutlich. Der Schweizer hat es sogar

dann schwerer, wenn er wirklich etwas zu sagen hat. Man müßte, meine ich, dafür sorgen, daß die Schweiz von morgen endlich eine Sprache bekommt — zumindest die deutsche Schweiz. Es könnte — beispielsweise — Deutsch sein. Oder Dialekt. Aber eine Sprache, die dem Schweizer ermöglicht, sich auszudrücken.

Werner Wollenberger in der „Zürcher Woche“

Lob des schweizerischen Deutsch

Mit der modernen „nigelnagelneuhochdeutschen“ Aussprache, wie sie seit längerer Zeit von den Sprechern des deutschen Rundfunkes gepflegt wird, geht Klaus Mampell in der „Schwäbischen Zeitung“ ins Gericht. Mit Bedauern stellt er fest, daß diese Aussprache schon viel Erfolg gezeitigt und eine weite Verbreitung erfahren hat. So hört er schon allenthalben zum Beispiel das Wort Städte aus den Lautsprechern ertönen, als würde es wie „Stete“ geschrieben. Er kann sich nicht erinnern, diese Aussprache je von seinen Eltern, seinen Lehrern und sonst jemandem gehört zu haben, und er kommt sich vor wie ein ungebildeter „Kleinsteter“, der eine „hinterwäldlerische Mundart spricht, inmitten von nigelnagelneuhochdeutschen Großstetern“. Offenbar konnte ihm bis jetzt niemand eine Aufklärung geben. Aber er möchte doch konsequent bleiben, und er fragt sich ernsthaft, ob man nicht mehr von Blättern, sondern von „Blettern“, nicht mehr von plätten, sondern von „pletten“ sprechen muß, bis der „nagelneuhochdeutsche Setigungsgrad“ erreicht ist.

Im übrigen stellt er fest, daß die gebildeten Deutschen sich fast nie mit der Aussprache abfinden können, wie sie eigentlich sein sollte. So hört er, wie sie aus Don Quixote „Dong Kischott“ und aus Don Juan „Dongschang“ machen. Daß sie mit griechischen Akzenten umzugehen wissen, beweisen sie, indem sie nicht wie die ungebildeten Japaner Hiroshima auf dem gedehnten „i“ der dritten Silbe, sondern auf dem o betonen. Soll ein aus dem Lateinischen kommendes Wort ausgesprochen werden, so verläßt das st gleich getrennt und hanoveranisch den Mund, und man sagt Konstanz und nicht mehr „Konschtanz“. Wen und wo aber hört man denn überhaupt noch gut und richtig hochdeutsch sprechen? Hören wir, was der Autor darüber schreibt:

„Da lobe ich mir die Schweizer. Die machen solchen nagelneuhochdeutschen Rummel nicht mit. Die halten an ihrer Muttersprache fest, und auch wenn sie französisch sprechen, reden sie noch schwyzerdütsch.

Übrigens wird es in Deutschland und Österreich nicht genügend gewürdigt, daß das beste Deutsch in der Schweiz gesprochen wird, und nicht nur von den Welschschweizern. Zugegeben: Wenn in der Schweiz ein Hinterwäldler spricht, so klingt es gräßlich. Und andererseits ergehen sich in der Schweiz die Bürokraten auch in gegenstandslosen Vernehmlassungen. Wenn man aber einen gebildeten Schweizer hochdeutsch reden hört, so ist das — mit Verlaub, wenigstens für mein Gefühl — das schönste, reinste Deutsch, was man heutzutage noch hören kann.

Darum möchte ich hoffen, daß die eidgenössischen und zugewandten Städte nie zu nagelneuhochdeutschen Steten werden.“

(„Vaterland“)

Aber die Nachrichten...

Man hat es schon so oft gehört, daß es manchen unter uns gar nicht mehr auffällt. Was? — Der Satzsatz des einen Nachrichtensprechers am Radio, der also lautet: „Die nächste Nachrichten hören Sie um 19.30 Uhr.“ — Man könnte vermuten, der Mann spreche lediglich liederlich aus und lasse das „n—N“ in „nächsten Nachrichten“ nicht lange genug summen. Das ist aber nicht der Fall:

Der Mann spricht nicht nur „Dollar“ so aus, daß es sich auf den längsten „Talar“ reimt (Dolaar), sondern er verwendet in seinem „nächste“ ein Schluß-E, das in der Mitte zwischen einem deutschen e und einem französischen é liegt — so, wie es die Primarschülerlein lesen, bevor es ihnen die Lehrerin abgewöhnt: Einé schöné grüné Wiesé. — „Die nächsté Nachrichten hören Sie um ...“ Die Hörer wären dankbar, einmal auch „die nächsten Nachrichten“ zu hören.

Damit Primarschülerlein nicht im Diktat Fehler machen, sei ausdrücklich erklärt: „Nachrichten“ ist die Mehrzahlform von „Nachricht“. Man kann also die „nächste Nachricht“ abwarten, aber nur „die nächsten Nachrichten“ — oder dann „die nächste Nachrichtensendung“. Eigentlich sollte man das einem offiziellen Sprecher nicht erst sagen und erklären müssen. Schließlich verdient er doch seine Dolaaars mit schriftsprachlichen Produktionen, oder nicht?

Pique im „Nebelspalter“

Nachrichten

Jahresversammlung 1965 am 28. März

Die Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins soll am Sonntag, 28. März, in St. Gallen stattfinden, mit einem zwanglosen Zusammensein am Vorabend. Gemeinsam mit der Gesellschaft für deutsche Sprache in St. Gallen haben wir ein anziehendes Programm aufgestellt, das allen Mitgliedern und „Sprachspiegel“-Bezügern noch zugeschickt wird.

Merken Sie sich aber bitte schon jetzt vor: 27./28. März in St. Gallen! Verlangen Sie weitere Einladungen beim Rechnungsführer; Gäste sind uns immer willkommen!

Alt Bundesgerichtspräsident Blocher †

Am 10. Dezember 1964 ist in Pully bei Lausanne unser Ehrenmitglied Dr. Eugen Blocher im Alter von beinahe 82 Jahren gestorben. Der in Münchenstein Geborene begann nach Rechtsstudien in Basel und Berlin seine Laufbahn am Basler Gericht, wo er Präsident des Zivilgerichts und Mitglied der Justizkommission wurde. 1928 wählte ihn die Bundesversammlung ins Bundesgericht, dem er bis 1952 angehört hat, 1949 bis 1950 als Präsident. Dem Sprachverein trat er, ein Vetter des Mitgründers und langjährigen Obmanns Pfarrer Eduard Blocher, schon 1907 bei. Er hat bis zuletzt an seiner Arbeit Anteil genommen und sich für unsere Ziele eingesetzt; er wußte sich bei vielen Gelegenheiten mannhaft für die deutsche Sprache zu wehren.

„Der welsche Michel im Oberwallis“

Bei Stalden, wo sich die Matter- und die Saaservispa vereinigen, ist eine neue Straßenbrücke eingeweiht und nach dem Ortsheiligen St. Michael benannt worden, worüber welsche Zei-

tungen unter dem Namen „Pont Saint-Michel“ berichtet haben — und die deutschschweizerische Presse unbesehen auch. „Obwohl es sich dabei nur um einen der nicht seltenen und verzeihbaren Journalistenschnitzer und Übersetzerverstöße handelt“, schreibt